

Luca Crippa/Maurizio Onnis
WILHELM BRASSE – DER FOTOGRAF
VON AUSCHWITZ

Luca Crippa / Maurizio Onnis

WILHELM BRASSE –
DER FOTOGRAF
VON AUSCHWITZ

Aus dem Italienischen
von Bruno Genzler

Blessing Verlag

Originaltitel: Il fotografo di Auschwitz
Originalverlag: Edizioni Piemme, Mailand



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Munken* liefert Salzer Papier,
St. Pölten, Austria

1. Auflage 2014
Copyright © 2013 Edizioni Piemme
Copyright der Übersetzung 2014 Karl Blessing Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Geviert Grafik & Typografie, München
unter Verwendung eines Fotos von W. Brasse (Auschwitz-Museum)
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-89667-531-6

www.blessing-verlag.de

INHALT

Prolog: Ein Nachmittag beim Erkennungsdienst	7
I 1941–1942: Sich verstecken, um zu überleben	13
II 1943: Im Dienste seiner Herren	93
III 1944–1945: Sich auflehnen und Zeugnis geben	223
Epilog: Die Befreiung	312
Was nach dem Krieg geschah	319
Anhang	
Quellen- und Literaturverzeichnis	326
Weitere Fotos	328
Namensregister	334



Der junge Fotograf Wilhelm Brasse

PROLOG

EIN NACHMITTAG BEIM ERKENNUNGSDIENST

Wilhelm Brasse schaltete den Vergrößerungsapparat ein, der augenblicklich einen scharfkantigen weißen Lichtkegel auf das darunterliegende Fotopapier warf. Das Negativ hatte Franek, einer seiner Kameraden, schon am Morgen entwickelt, und er selbst hatte nicht einmal einen Blick daraufgeworfen. Franek hieß eigentlich Tadeusz Myszkowski, war knapp 40 Jahre alt und von Beruf früher Bildhauer und Maler gewesen, weswegen er jetzt auch oft in den Tischlereien und Werkstätten des Lagers arbeitete. Im Juni 1940 war er mit dem ersten Transport polnischer politischer Häftlinge nach Auschwitz deportiert worden und hatte die Nummer 593. Er verstand sich auf die Arbeit im Labor, und Wilhelm zweifelte nicht daran, dass das Negativ perfekt entwickelt war, also Kontrast und Dichte genau stimmen würden. Nach den vielen langen Stunden, die er daran gearbeitet hatte, kannte er seinen Vergrößerungsapparat so gut, dass er ohne umständliches Probieren wusste: Für dieses Negativ mittlerer Dichte würden zehn Sekunden Belichtungszeit reichen. Nach exakt zehn Sekunden löschte er das weiße Licht, und der Raum war wieder in die Halbschatten der roten Dunkelkammerleuchte getaucht.

Sein Chef, SS-Oberscharführer Bernhard Walter, hatte großformatige Abzüge verlangt. Daher hatte Wilhelm einen Bogen von dreißig mal vierzig Zentimetern in den Vergrößerungsrahmen eingespannt. Und während das Papier jetzt bereits die vom Negativ projizierte, aber noch immaterielle, unsichtbare Darstellung in sich

trug, nahm er es zur Hand und tauchte es in die Entwicklerschale ein. Wie immer bei diesem Arbeitsgang wartete er ungeduldig, und endlich, nach und nach, bildeten sich in dem Bild Konturen heraus.

Zunächst traten die Augen und einige dichtere Haarbüschel hervor, dann die Umrisse von Gesicht und Hals. Es handelte sich um eine Frau mit dunklerem Teint, sehr jung und mit einem bunten Tuch um den Kopf. Als sich das Schwarz der Pupillen ganz gesättigt hatte, zog Wilhelm den Bogen aus dem Entwickler, spülte ihn kurz im Zwischenbad ab und ließ ihn ins Fixierbad gleiten. Eine halbe Minute würde reichen, aber den Blick auf die Uhr auf der nahen Konsole sparte er sich. Denn diese Abläufe waren ihm in Fleisch und Blut übergegangen, und längst schon brauchte er keine Instrumente mehr, um deren Dauer zu messen. Schließlich zog er das Blatt aus der Fixierschale, spülte es ein weiteres Mal sorgfältig ab, damit der Abzug später nicht vergilbte, und hängte es zum Trocknen an eine Wäscheleine. Er hatte Oberscharführer Walter um eine Trockenpresse gebeten, doch sein Chef zögerte wohl, ein neues Gerät in Berlin zu beantragen. Und der Versuch, eine solche Presse in Warschau aufzutreiben, wäre aussichtslos gewesen: In der polnischen Hauptstadt hatten die Deutschen schon alles geplündert, was ihnen irgendwie brauchbar erschien.

Erst nachdem er das Foto aufgehängt hatte, machte Wilhelm Licht in der Dunkelkammer. Und so stand er jetzt vor der Wäscheleine und betrachtete das Bild. Die Genugtuung, die er dabei empfand – ja, die Vergrößerung war perfekt entwickelt, Helligkeit und Kontraste stimmten –, legte sich jedoch bald und machte einer tiefen Verstörung Platz. Voller Entsetzen starrte die junge Frau ihn an.

Nervös trat er einen Schritt zurück, um sie besser zu erkennen. Er hätte nicht sagen können, aus welchem Land sie kam: Das Porträt erfasste nur ihr Gesicht, sodass sich von Kleidung oder anderen Details nichts ableiten ließ. Es war ein Gesicht wie viele andere, die er als Fotograf des Erkennungsdienstes im Lager verewigt hatte. Sie konnte Jüdin sein, Französin oder Slowakin, oder auch eine Roma,

obwohl ihr Gesicht wenig von den typischen Zügen jener Völker hatte, deren Angehörige seit Februar 1943 nach Auschwitz-Birkenau deportiert und im sogenannten Zigeunerlager zusammengepfercht wurden. Selbst eine nichtjüdische Deutsche hätte sie sein können, die für etwas büßte, was den Nazis an ihr nicht passte.

Nein, sie war schwer einzuschätzen.

Die Aufnahme hatte der Oberscharführer gemacht, der sich selbstverständlich nicht damit aufhielt, ihm irgendwelche Erklärungen zu liefern. Wilhelm selbst fotografierte nie außerhalb dieses Blocks. Eine entsprechende Genehmigung hätte er sicher leicht erhalten. Aber er wollte einfach nicht. Solange ihm nichts anderes befohlen wurde, blieb er lieber drinnen, in der Wärme und Abgeschlossenheit ihres Ateliers im Block 26. Der SS-Mann dagegen hatte Gefallen daran gefunden, durchs Lager zu streifen, Fotos zu schießen und kurze Filme zu drehen, die dann von ihrem Arbeitskommando entwickelt und vergrößert wurden.

Walter schätzte und respektierte seinen Cheffotografen. Natürlich ließ der SS-Mann ihn nie vergessen, dass er nur ein Häftling war. Ein Nichts oder weniger noch. Doch dessen Können als Fotograf war ihm nun einmal nützlich, und mit der Zeit hatte er sogar so etwas wie Sympathie für den polnischen Gefangenen entwickelt. Manchmal plauderte er mit ihm, bat ihn um seine fachkundige Meinung, vertraute ihm brisantere Aufgaben an.

An diesem Morgen hatte der SS-Mann früher als gewöhnlich, noch bevor sich im Flur die lange Schlange der erkennungsdienstlich zu behandelnden Gefangenen gebildet hatte, das Atelier betreten. Sofort waren alle Kollegen aufgesprungen und hatten strammgestanden. Der Deutsche hielt einen Rollfilm für Fotoaufnahmen in der Hand, und so behutsam wie er ihn handhabte, konnte man den Eindruck gewinnen, dass es sich um kostbarstes Material handeln müsse.

»Wo ist Brasse?«

»In der Dunkelkammer«, antwortete ihm Tadeusz Bródka, wäh-

rend er sich wieder daranmachte, die Gerätschaften für die morgendliche Arbeit weiter aufzubauen. Tadeusz Bródka war im Januar 1941 aus Lodz nach Auschwitz deportiert worden und hatte die Nummer 245.

Mit großen Schritten durchmaß der SS-Mann den Raum und klopfte an die Dunkelkammertür. Einfach so hereinplatzen wollte selbst er nicht, denn wenn dort drinnen nur die rote Lampe eingeschaltet war, hätte er mit Sicherheit eine Arbeit des Erkennungsdienstes ruiniert. Als er die Aufforderung einzutreten vernahm, drückte er die Klinke hinunter.

»Guten Morgen, Brasse. Wie geht's?«

Der Fotograf lächelte.

»Gut, wie immer, Herr Oberscharführer. Was kann ich für Sie tun?«

Walter hob die Hand, zeigte ihm die Filmrolle und legte sie auf den Tisch.

»Hier ist wieder Arbeit für Sie. Wann, glauben Sie, können Sie Film und Fotos entwickelt haben?«

Wilhelm warf einen Blick auf die Rolle. Es musste sich um einige Meter Negativmaterial handeln.

»Ich setze mich noch heute daran, sobald wir mit den Registrierungen fertig sind. Darf ich fragen, worum es sich handelt?«

Bernhard Walter zuckte gleichgültig mit den Achseln.

»Schnapschüsse aus dem Lager, die ich gestern gemacht habe, so aufs Geratewohl. Aber sie sind mir sehr wichtig, und ebenso meinen Vorgesetzten. Sie verstehen, was ich meine?«

Wilhelm Brasse verstand nur zu gut. Diese Fotos waren also nicht für das persönliche Album des SS-Manns bestimmt, sondern würden Obersturmbannführer Rudolf Höß, dem Kommandanten des Lagers, vorgelegt werden. Das bedeutete für ihn, mit noch größerer Sorgfalt zu arbeiten.

»Verlassen Sie sich ganz auf mich, Sie werden perfekte Bilder erhalten.«

Nach dieser kurzen Unterhaltung war der Leiter des Erkennungsdienstes verschwunden, und Wilhelm hatte sich wieder seinen üblichen Beschäftigungen zugewandt. Den belichteten Film hatte er erst am Nachmittag wieder zur Hand genommen und dann auch Wort gehalten. Es waren ihm in der Tat perfekte Vergrößerungen gelungen, wobei er hier und da auch den Bildausschnitt verändert hatte, um die nur mittelmäßigen Fotokünste des Deutschen etwas aufzuwerten. Und nun stand er da und betrachtete das Gesicht dieser Frau, die ihn da voller Entsetzen anstarrte. Ihre Augen weinten ohne Tränen. In ihren dunklen, tiefblickenden Pupillen standen Schock und Verzweiflung. Die Lider waren aufgerissen, ihr Blick war geweitet.

Ihre verzerrten Lippen sprachen von der Angst, die sie ergriffen hatte. Sie musste etwas gesehen haben, vielleicht einen Toten, vielleicht ein Arbeitskommando, das Leichen transportierte.

Da plötzlich begriff Wilhelm, wo sich die Frau befand und in welchem Augenblick sie aufgenommen wurde. Bei der Gaskammer. Die Frau stand vor dem Eingang der Gaskammer in Birkenau. Vielleicht hatte sie gesehen, wie sich die Panzertüren öffneten, und hatte hineinschauen können in den Innenraum. In die Gaskammer. Die ein Arbeitskommando freizuräumen begann.

Und in ihrem Blick lag all das: Entsetzen, Furcht, Fassungslosigkeit – und das Wissen, dass nun alles aus war. Dass sie zu den Nächsten gehören würde.

Wilhelm erschauerte.

In diesem Lager hatte er schon viele Menschen sterben sehen, aber ein solcher Blick war auch für ihn neu. Der Blick eines Menschen, der im einen Augenblick noch lebt und im nächsten tot sein wird. Der Blick eines Menschen, der mit ansieht, wie sich vor ihm der Schlund der Hölle öffnet. Der Blick jener letzten Sekunden, in denen das Herz noch schlägt. Der letzte Schritt, bevor der Vorhang fällt.

Hastig wandte Wilhelm den Kopf ab und lief zum Lichtschalter.

Schon versank die Dunkelkammer wieder in dem rötlichen Halbschatten. Die Fenster waren geschlossen, und er fühlte sich sicher.

Solange er sich hier drinnen aufhalten konnte, würde ihm nichts geschehen.

Nach und nach beruhigte er sich und machte sich wieder an die tägliche Arbeit: Er hatte zu fotografieren und Bilder zu entwickeln, nichts weiter, und damit durfte er nicht in Rückstand geraten.

I

1941–1942: SICH VERSTECKEN, UM ZU ÜBERLEBEN



Czeslawa Kwoka (1928–1943) kam am 13. Dezember 1941 ins Lager und erhielt die Nummer 26 947 sowie das Symbol »PPole« für polnische politische Gefangene (Auschwitz-Museum, Foto von W. Brasse).

»Nicht bewegen! Gut ... Das Kinn etwas runter! Still halten ... So, fertig!«

Der Kameraverschluss klickte, und das Bild des Häftlings prägte sich dem großen 6x9-Negativ ein. Wilhelm trat auf den Stuhl zu, und der Gefangene wich instinktiv zurück, offenbar in der Angst, geschlagen zu werden. Doch der Fotograf beruhigte ihn.

»Schon gut. Ich will nur eine Kleinigkeit in Ordnung bringen ...« Und damit richtete er ihm den Kragen seines Sträflingsanzugs: Einer der Knöpfe war nur halb geschlossen.

Dann kehrte er hinter seine Kamera zurück und blickte wieder durch den Sucher.

»Setz die Mütze ab und schau genau ins Objektiv. Nicht mit den Wimpern zucken und nicht lächeln. Nein, auch keine Grimasse schneiden ... Reiß dich zusammen. Was machst du denn für ein Gesicht?«

Dem Häftling gelang es nicht, den Gesichtsausdruck beizubehalten, noch nicht einmal die wenigen Sekunden lang, die für das Erkennungsfoto nötig waren. Der Mann war Pole, und auf Polnisch beantwortete er Wilhelms Frage.

»Mir tut das Kreuz weh. Sehr sogar.«

Auch der Kapo, der ihn begleitete, war Pole. Er trat zu dem Drehstuhl und schlug dem Gefangenen mit der flachen Hand ins Gesicht.

»Halt dich endlich gerade und tu, was der Fotograf dir sagt. Du hast hier nur zu gehorchen. Sonst nichts!«

Wilhelm bedachte den Kapo mit einem verärgerten Blick. Er

hatte den Mann noch nie gesehen und wusste nicht, zu welchem Block er gehörte, aber er hatte keine Angst vor ihm. Hier in diesen Räumen hatte er das Sagen, vor allem was den Umgang mit ihren »Besuchern« betraf, und er wollte nicht, dass Gefangene bei ihm misshandelt wurden.

»Lass es, Kapo. Ich will nicht, dass du ihn schlägst. Nicht in meinem Atelier. Klar?«

Mit einem Fluch zog der Mann sich wieder an die Wand zurück, an der er vorher schon gelehnt hatte.

»Ist ja schon gut. Aber mit dieser Kröte bin ich noch nicht fertig ...«

Wilhelm wandte sich erneut dem Häftling zu, der nun etwas entspannter ins Objektiv blickte, die Augen weit geöffnet, den Hals gereckt, in dem Bemühen, die Pose zu halten: Der Fotograf löste aus.

Als er den Blick wieder hob, saß der Häftling noch genauso da, wie er ihn durch das Objektiv gesehen hatte, reglos, in Gedanken verloren. Lange hatte er gebraucht, ihn in Pose zu setzen, und jetzt kehrte der Mann nicht mehr in die Realität zurück. Wilhelm betrachtete ihn: Seine immer noch aufgerissenen Augen wirkten riesengroß in dem ausgezehrten Gesicht, aber sie strahlten in diesem Moment, da er alles vergessen hatte, so sehr, dass auch das übrige Gesicht, ja der ganze Mensch, von diesem Glanz erfasst wurde. Als brenne tief in diesem Menschen immer noch eine Flamme, die nie ganz erlöschen würde.

Wilhelm war es, der den Häftling aus seiner Verzauberung riss.

Er streckte den Arm aus und verstellte den Hebel neben dem Kamerastativ, und sogleich drehte sich der Stuhl mit dem Häftling darauf um neunzig Grad, sodass er ihn nun im Profil aufnehmen konnte. Doch als er durch den Sucher blickte, erkannte er, dass der Mann, durch die Drehung schlagartig in die Wirklichkeit zurückgeholt, jetzt zu hoch saß. Ein weiterer Hebel ermöglichte es ihm, den Stuhl ein wenig zu senken, sodass sich der Nacken des Deportierten schließlich in der richtigen Höhe befand.

»Behalt die Mütze in der Hand und schau auf die Wand genau vor dir ...«

Der Mann gehorchte, und der Fotograf konnte die letzte Aufnahme machen.

Mit diesem Häftling war er fertig.

»So, in Ordnung, du kannst gehen.«

»Los, mach schon!«, fuhr der Kapo den Gefangenen an, und dieser erhob sich, mit Enttäuschung im Blick und dem Wunsch, noch ein wenig jene Pause auszukosten, die ihm die Abwechslung dieser Fotositzung ermöglicht hatte. Er wollte nicht wieder hinaus in die Kälte, sondern noch einen Moment im Warmen bleiben. Aber dazu war keine Zeit. Der nächste Häftling musste seinen Platz einnehmen. Und vor dem Raum hatte sich bereits eine Schlange gebildet. Wilhelm warf einen Blick hinaus und sah, dass es ungefähr zwanzig Männer waren. Kerzengerade standen sie da und starrten reglos vor sich hin. Vor allem aber stumm – nicht den geringsten Verstoß gegen den Befehl absoluter Stille erlaubten sie sich –, und als jetzt einer, vielleicht der Dritte in der Reihe, die Nase hochzuziehen wagte, explodierte der Kapo.

»Verdammter Schweinehund! Du jüdische Drecksau!«

Und damit fiel er über ihn her und prügelte auf den Wartenden ein, mit flacher Hand und mit Fäusten, zunächst gegen den Körper, dann auch gegen den Kopf, während der Gefangene niedersank und gekrümmt am Boden lag und sich mit Armen und Händen zu schützen versuchte.

Aber er wagte es nicht, sich zu wehren, sondern stöhnte nur leise, es war mehr ein Wimmern, das reichte jedoch schon, um die Wut des Kapos weiter anzustacheln, während die anderen erschrocken zurückwichen. Man musste ihn aufhalten, sonst würde er den Hilflosen umbringen.

»Der ist jetzt an der Reihe. Sofort!«, rief Wilhelm, der alles mit angesehen hatte. Er deutete auf den Häftling am Boden, und der Kapo musste innehalten.

»Warum ausgerechnet der?«, keuchte er wütend. »Der ist noch gar nicht dran ...«

Der Fotograf ergriff seinen Arm und entfernte sich mit ihm ein paar Meter von der Gruppe.

»Du hast doch Befehl, die Häftlinge deines Kommandos zum Fotografieren herzubringen?«, begann er in freundlichem Ton, denn er wollte sich den Mann nicht zum Feind machen.

»Ja, was denn sonst?«

»Und wer trägt die Verantwortung, wenn diese Fotos nicht gemacht werden können?«

Die Fäuste geballt, starrte der Kapo ihn einen Moment lang nur an. Es war offensichtlich, dass er am liebsten auch über diesen Fotografen hergefallen wäre, der sich hier wer weiß wie aufspielte und doch auch nur ein Gefangener war. Eine Laus. Aber er hielt sich zurück und grunzte schließlich: »Was willst du damit sagen?«

Wilhelm bemühte sich um einen noch freundlicheren Ton – die unterschwellige Drohung in seinen Worten würde der Kapo schon mitbekommen: »Ich habe Befehl, nur Häftlinge zu fotografieren, die anständig aussehen. Die Aufnahmen müssen tadellos sein. Verbeulte Gesichter, Veilchen, gebrochene Kiefer kann ich nicht gebrauchen. Und auch keine Leidensmienen. Mein Chef will das nicht sehen. Verstanden?«

Der Kapo presste die Lippen aufeinander. Kein Zweifel, er hatte verstanden, und jetzt versuchte er sogar, seine Gesichtszüge zu einem Lächeln zu entspannen.

»Du wirst deinem Chef doch nichts von diesem kleinen Zwischenfall erzählen, oder?«

Wilhelm schüttelte den Kopf.

»Nein, von mir erfährt er nichts. Jetzt fotografieren wir diesen Mann, bevor man in seinem Gesicht die Blutergüsse sieht. Zu welchem Kommando gehört ihr?«

»Die Männer arbeiten in der Werkstatt. Aber diese Lumpen las-

sen es ruhig angehen. Die gewöhnen sich an das bequeme Leben. Es geht ihnen da einfach zu gut ...«

Er stieß die Luft aus, als trage er schwer an der Verantwortung, die Disziplin in Auschwitz aufrechtzuerhalten, und bellte dann dem Gefangenen, den er gerade zusammengeschlagen hatte, den Befehl zu, vorzutreten und sich auf den Drehstuhl zu setzen.

Die erste Aufnahme im Halbprofil, mit der Mütze auf dem Kopf.

Die zweite Aufnahme ohne Mütze direkt von vorn.

Die dritte Aufnahme, wiederum ohne Mütze, im Profil.

Nach jeder Aufnahme, während sich Wilhelm schon wieder mit dem nächsten Bildausschnitt beschäftigte, entnahm Tadeusz Bródka der Zeiss-Kamera die schwere Kassette mit dem Negativ, um das belichtete gegen ein neues zu wechseln. Gleichzeitig setzte Stanisław Trałka die Schilder mit den erkennungsdienstlichen Angaben zusammen, die bei der letzten Aufnahme mit ins Bild gerückt wurden: Woher der Gefangene kam, wie seine Nummer lautete und warum er sich in Auschwitz befand. So erfuhr Wilhelm, dass der von dem Kapo misshandelte Häftling ein »Pol S«, ein aus Slowenien stammender politischer Gefangener, mit der Häftlingsnummer 9835 war. Der Nummer nach war er einige Monate später als er selbst ins KZ deportiert worden.

Als Wilhelm fertig war und dem Mann mit einem Nicken zu verstehen gab, dass er gehen könne, nahm er in dessen Blick einen stummen Dank wahr. Der Slowene wusste, dass der Fotograf ihn vor einer noch schlimmeren Misshandlung bewahrt hatte, doch Wilhelm schlug die Augen nieder und unterließ es, diese Geste zu erwidern. Es stimmte schon, dass er ihm weitere Schläge hatte ersparen wollen, aber er wusste auch genau: Wenn er den Mann, ohne ihn aufzunehmen, weggeschickt hätte, wäre eine Lücke in der Kartei entstanden. Denn neun von zehn Häftlingen tauchten in solchen Fällen nie wieder bei ihm auf. Sie starben vorher.

Dennoch dachte er auch an sich selbst. Niemand wusste genau, was in den Köpfen der Deutschen vor sich ging, und Wilhelm hätte

sich nicht gewundert, wenn sie ihn für die nicht zustande gekommenen Fotos verantwortlich gemacht hätten. Es war ihm wichtig, dass immer alles reibungslos ablief.

Während der Kapo des Werkstattkommandos den nächsten Gefangenen auf den Drehstuhl stieß, hob Wilhelm den Blick zu der Kuckucksuhr, mit der die Deutschen das Atelier verziert hatten. Es war schon fast Mittag, und er spürte den Hunger, der in seinen Eigenweiden kniff. In Kürze würde der Kuckuck aus dem Türchen hervorschnellen und seinen Gesang zum Besten geben. Wilhelm ärgerte sich darüber, weil ihn der Vogel immer wieder in die Realität zurückholte, wenn er noch abgelenkt und ganz in die Arbeit vertieft war. Dennoch fand er nicht den Mut zu fragen, ob man die Uhr nicht abhängen könne. Bernhard Walter, dem Leiter des Erkennungsdienstes, gefielen die Kuckucksrufe, und nur das zählte. Eine weitere Minute verging, das Vögelchen tat, was es tun musste, und endlich konnte sich Wilhelm wieder konzentrierter der Kamera zuwenden. In diesem Augenblick betrat Franz Maltz, der Kapo ihres Kommandos beim Erkennungsdienst den Raum. Wilhelm begrüßte ihn höflich.

»Guten Tag, Kapo. Hatten Sie einen schönen Morgen?«

Maltz schüttelte sich, um die Eiskälte loszuwerden, die ihm in die Glieder gekrochen war, stellte sich an den Ofen und verdeckte ihn mit seinem breiten Hinterteil.

»Mach du nur deine Arbeit, Pole. Was ich mache, geht dich nichts an ...«

Wilhelm antwortete nicht, senkte den Kopf und blickte wieder durch den Sucher der Zeiss.

Niemand wusste, wo der Kapo sich die meiste Zeit über aufhielt. Als Funktionshäftling hatte Franz Maltz zuvor das Fotoatelier des Lagers Sachsenhausen geleitet. Dennoch hatte er vom Fotografieren nur wenig Ahnung, war allenfalls dazu in der Lage, in der Dunkelkammer ein paar Kontaktabzüge zu erstellen. Er stammte aus Stettin und war wegen kommunistischer Aktivitäten nach Auschwitz

deportiert worden. Jetzt war er ihr Aufseher, und häufig spürte Wilhelm seinen Atem im Genick, wenn der Kapo wieder mal am Ofen klebte und er selbst mit der Kamera herumhantierte.

Im Moment saß ein junger Kerl vor ihm auf dem Drehstuhl. Er mochte kaum älter als achtzehn Jahre sein, und als Wilhelm ihn so durch den Sucher betrachtete, verspürte er einen Stich im Herzen. Der Junge trug auf der Brust das gelbe Dreieck, auf das ein rotes Dreieck genäht war und so den Davidstern bildete: Er war Jude und würde wohl nicht mehr lange leben. Aber das war es nicht in erster Linie, was das besondere Mitgefühl des Fotografen weckte. Nein, es war sein Blick, der ihn rührte. Der Junge hatte helle, klare Augen, die vertrauensvollen Augen eines Menschen, der kaum der Pubertät entwachsen ist. Seine langen, fast weiblich wirkenden Wimpern und seine Sommersprossen verliehen ihm ein liebenswürdiges Aussehen. An Kinn und Backen nicht die Andeutung eines Bartwuchses. Wilhelm war überzeugt, dass ihm nie ein Fluch über die Lippen kommen würde. Sterbend würde er nach seiner Mutter rufen und seine Henker verwundert anstarren, weil er nicht verstehen konnte, warum sie ihn töteten. Nur ein paar Wochen blieben ihm noch. Arbeit, Kälte, Hunger, Schläge: Es war nur eine Frage der Zeit, wann er darunter zusammenbrechen würde.

Kaum hatte er die dritte Aufnahme, die im Profil, gemacht, hörte er Maltz brüllen: »Los weg!«

Der Junge war Franzose und verstand sicherlich kein Deutsch, begriff jedoch den Ton dieses barschen Befehls und versuchte, sich so rasch wie möglich von dem Drehstuhl zu erheben.

Aber er war nicht schnell genug.

Seine Füße hatten kaum den Boden berührt, da stieß der Kapo mit einer plötzlichen Bewegung den Hebel neben dem Stativ nach vorn: Der Stuhl drehte sich und schnellte in die frontale Position zurück. Wie eine Aufziehpuppe sprang der Junge hoch, verlor das Gleichgewicht und knallte mit dem Gesicht gegen die Kante des Podestes, auf dem die Zeiss-Kamera aufgebaut war.

Einen Moment lang blieb er reglos liegen, und Wilhelm verspürte den Impuls, ihm aufzuhelfen. Aber anderen Häftlingen beizustehen, war untersagt, und damit hätte er sich in ernste Schwierigkeiten gebracht. Während Maltz sich vor Lachen schüttelte, rappelte sich der jüdische Junge mühsam alleine auf. Als er wieder auf den Beinen war, spuckte er einen Zahn aus, und der Kapo seines Kommandos stieß ihn hinaus. Auch der lachte. Dieses Spielzeug war ihm neu, und er hatte einen wahnsinnigen Spaß daran.

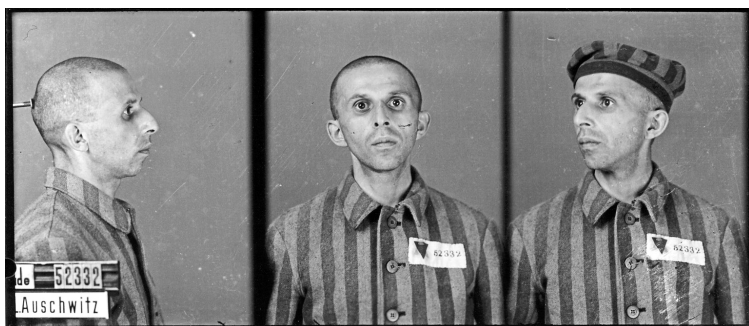
»Tolle Idee! Das machen wir gleich noch mal, oder?«

Maltz, der mittlerweile vor Lachen in die Knie gegangen war, hatte Mühe zu antworten. »Hast du gesehen, was der für ein blödes Gesicht gemacht hat? Mensch, da könnte ich mich totlachen. Diese Juden wissen gar nicht, wie ihnen geschieht. Wie die aus der Wäsche gucken ... Nein, die wissen wirklich nicht, wie ihnen geschieht ... Klar, noch mal ...«

Und so schleuderte der Drehstuhl nacheinander drei weitere Häftlinge zu Boden.

Einer davon, ein älterer Mann, brach sich dabei den Arm. Am Boden liegend schrie er vor Schmerz und Verzweiflung. Vor Schmerz, weil sein Arm auf unnatürliche Weise angewinkelt war und der Knochen fast aus dem Fleisch hervorstach. Und vor Verzweiflung, weil ihm klar war, dass dieser Unfall sein Ende bedeutete. In seinem Gesicht las man, dass er es begriffen hatte. Vom Block 26 des Erkennungsdienstes würde sein Weg zunächst zum Krankenbau führen und von dort geradewegs ins Krematorium. Niemand in diesem Lager war daran interessiert, einen Alten zu heilen und zu ernähren. Je eher er aus dem Weg war, desto besser. Und all das – der zertrümmerte Arm des alten Mannes, die Furcht in seinem Blick, das im Atelier entstandene Durcheinander – belustigte die beiden Kapos über alle Maßen. Sie lachten und lachten und konnten sich lange nicht mehr beruhigen.

Irgendwann hatte Maltz sich genug ausgetobt und keine Lust mehr zu scherzen. Er streckte sich ein paar Mal und sagte gähmend:



Leo Israel Vogelbaum (1904–1942) kam im Juli 1942 ins Lager und erhielt die Nummer 52332 und die Kennzeichnung »Jude«. (Auschwitz-Museum, Foto von W. Brasse)

»Ich gehe in die Kantine und kauf mir was zu essen. Wollt ihr auch etwas?«

Und er grinste, wohlwissend, dass Wilhelm und seine Kameraden keine Lagermark besaßen, um dort etwas kaufen zu können.

So zog er von dannen und überließ sie wieder ihrer Arbeit.

Wilhelm blickte zu der Kuckucksuhr hinauf. Es war fast eins.

Der quälende Hunger war noch schlimmer geworden, aber es lagen noch viele Stunden Arbeit vor ihm.

Begonnen hatte alles einen Monat zuvor, am 15. Februar 1941, an jenem Tag, als man ihn, nach dem ersten entsetzlichen in Auschwitz verbrachten Winter, in die Abteilung II, die Politische Abteilung, bestellte. Diese auch Lagergestapo genannte Dienststelle war sowohl für die Gefangenen zuständig – ihre Registrierung, ihre Karteien, ihre Beaufsichtigung – als auch für die Überwachung der SS-Wachleute. Für viele bedeutete ein Gang in die politische Abteilung das Todesurteil. Auf dem Weg dorthin hatte Wilhelm bemerkt, dass er nicht allein war. In der klirrenden Kälte waren ebenso wie er vier weitere Häftlinge auf der Suche nach der SS-Baracke, und während sie so in ihren Holzschuhen durch den Schnee stapften, die Arme fest um die Brust geschlungen, um nicht die letzte Wärme ihrer ausgehungerten Körper zu verlieren, kamen sie miteinander ins Gespräch und versuchten zu ergründen, warum man sie wohl einbestellt hatte.

»Und wo kommst du her?«

»Aus Frankreich. Und du?«

»Aus Holland.«

»Ich komme aus der Slowakei.«

»Und ich aus Ungarn.«

»Seltsam, oder ...?«

Dabei war Wilhelm Brasse der einzige von ihnen, der Deutsch sprach, sodass sie sich, um sich verständlich zu machen, mit Gesten sowie den wenigen Worten behelfen mussten, die sie im Sprachengewirr des Lagers gelernt hatten.

Sie stammten nicht nur aus verschiedenen Ländern, sondern

waren auch sehr unterschiedlichen Alters: Zwei hatten die fünfzig bereits überschritten, einer war fünfunddreißig, und die letzten beiden, darunter Wilhelm, waren noch um einiges jünger. Anscheinend verband sie auch keine gemeinsame Bekanntschaft mit bestimmten Kapos und anderen Gefangenen: Sie arbeiteten in unterschiedlichen Kommandos und schliefen in verschiedenen Blocks. Was den Grund ihrer Einbestellung anging, tappten sie völlig im Dunkeln. Bis Wilhelm schließlich auf eine Idee kam.

»Wie seid ihr registriert?«

Die anderen schauten ihn verwundert an.

»Was meinst du damit?«

»Nun, was wart ihr, was habt ihr gemacht, bevor man euch hierher deportiert hat? Was habt ihr der SS angegeben?«

»Ich war Fotograf«, erklärte der Franzose.

»Tatsächlich? Und du?«

Der Slowake nickte. »Ich war auch Fotograf. Ich hatte ein kleines Fotostudio in der Nähe von Bratislava.«

Schnell stellte sich heraus, dass auch der Holländer und der Ungar genau diesen Beruf ausgeübt hatten.

»Genau wie ich«, schloss sich Wilhelm schließlich an, »ich war auch Fotograf. Und wisst ihr, was das bedeutet?«

Die fünf Männer blieben stehen, ein wenig breitbeinig, um auf dem glatten Boden nicht das Gleichgewicht zu verlieren, und schauten sich an. Die Tür der Baracke, in der die Politische Abteilung saß, war nur noch wenige Schritte entfernt. Sie musterten einander ohne Groll, aber nun doch argwöhnisch. Allen war klar geworden, dass die Deutschen zu irgendeinem Zweck, von dem sie im Moment noch nichts wussten, einen Fotografen brauchten. Oder auch zwei. Aber fünf sicher nicht. Das hieß, es würde eine Auswahl getroffen.

Wilhelm war es, der das angespannte Schweigen, das sie plötzlich trennte, durchbrach, indem er sagte:

»Kommt, lasst uns gehen. Es liegt ja nicht bei uns, die Deutschen werden allein entscheiden ...«

Und so klopfen sie an und warteten, bis sie hereinbefohlen wurden, traten dann ein, mit zögerlichen Schritten, nannten ihre Namen und ihre Häftlingsnummern.

»Zu Befehl«, riefen sie mit klarer, fester Stimme, als hinge ihr Schicksal schon davon ab, dass sie sich disziplinierter als andere meldeten ...

Schließlich wurden sie nacheinander in einen kleinen Raum gerufen, von dem gedämpfte Stimmen nach außen drangen. War das Gespräch zu Ende, wurde der Häftling durch eine Tür auf der Rückseite hinausgeführt. So sahen sie sich nicht mehr, konnten noch nicht einmal einen Blick miteinander wechseln. Zusätzlich sorgte ein SS-Mann, der dem Häftling nicht von der Seite wich, bis er draußen war, mit bedrohlich aufgepflanztem Bajonett dafür, dass sich die Vorgeladenen nicht austauschen konnten.

Wilhelm Brasse kam als Letzter an die Reihe. Er betrat das Büro und fand sich vor einem Schreibtisch wieder, der fast das ganze Zimmer einnahm und kaum einen Durchgang frei ließ für den Mann, der dahintersaß: ein Oberscharführer der SS. Ein jüngerer Mann, in dessen Macht es nun lag, über sein Leben zu entscheiden. Dem Polen pochte das Herz bis zum Hals. Er öffnete den Mund, um erneut Name und Häftlingsnummer anzugeben, doch der Mann hinter dem Schreibtisch winkte ab und bedeutete ihm, Platz zu nehmen.

»Setzen Sie sich, Brasse.«

Wilhelm schaute ihn verblüfft an.

Seit Monaten schon hatte ihn niemand mehr mit »Sie« angesprochen.

Die Mütze in der verkrampften Hand, tat er, wie ihm geheißen.

»Zu Befehl.«

Der Deutsche, der wohl um die dreißig sein mochte und ein sympathisches Gesicht hatte, las noch eine Weile aufmerksam in den Papieren, die vor ihm lagen, und begann dann, ihm eine lange

Reihe von Fragen zu stellen. Ohne Hast, geduldig, so als sei es für ihn von größter Bedeutung, mehr über diesen Häftling zu erfahren.

»Meinen Akten entnehme ich, dass sie dreiundzwanzig Jahre alt sind und als Zivilist in Kattowitz Fotograf waren.«

»Jawohl.«

Tatsächlich hatte Wilhelm mit sechzehn Jahren das Gymnasium verlassen und eine Ausbildung zum Fotografen begonnen. Nach bestandener Gesellenprüfung hatte er als Berufsfotograf in einem Fotoatelier in Kattowitz im polnischen Teil Schlesiens gearbeitet, damals eine wohlhabende, kosmopolitische Stadt, in der Deutsche, Polen und Juden zusammenlebten.

»Hat das Geschäft deinem Onkel gehört?«

»Ja, ich bin bei meinem Onkel in die Lehre gegangen«, sagte Brasse nun. »Er hat mir alles beigebracht, was man in dem Beruf wissen muss.«

»Alles?«

Der SS-Mann lächelte, und Wilhelm war versucht, ihm etwas vorzumachen, aber gleichzeitig war ihm bewusst, dass ihn das teuer zu stehen kommen konnte. Es wäre sinnlos und gefährlich gewesen, sich als der beste Fotograf ganz Polens auszugeben. Und so blieb er sachlich.

»Man kann immer noch etwas dazulernen. Aber ich denke, dass ich ein guter Fotograf bin.«

Das war nicht gelogen. Das Studio eines Onkels in der 3-Majastraße 36 (Straße des 3. Mai) war mit Sicherheit das beste Fotostudio in Kattowitz. 1935, nach zwei Jahren Ausbildung, hatte Wilhelm die Gesellenprüfung abgelegt. Von diesem Zeitpunkt an hatte er sich auf Porträts spezialisiert.

»Welchen Entwickler benutzen sie?«

»Agfa-Entwickler ... Deutsche Wertarbeit, da reicht nichts heran.«

Er sagte das ohne Ironie.

»Und als Fixierer?«

»Ebenfalls Agfa.«

»Und wie sieht's mit Retuschieren aus?«

Wilhelm überlegte, was der SS-Mann mit der Frage bezweckte. Offensichtlich suchte man einen Fotografen, der sich auch auf die Laborarbeit verstand. Die Retusche aber war mehr, sie war etwas, das in guten Fotostudios größerer Städte, in den teuren Einkaufsstraßen der Zentren, praktiziert und verlangt wurde. Er konnte sich keinen Reim darauf machen. Dennoch antwortete er: »Bei meinem Onkel habe ich häufig retuschiert. Dazu braucht man allerdings das richtige Handwerkszeug.«

»Und das wäre?«

Wilhelm schaute sich unsicher um, wie um anzudeuten, dass Auschwitz kein passender Ort für diese Dinge sei, und antwortete dann.

»Man braucht Bleistifte, mit Minen verschiedener Härtegrade, dann schwarze Tinte, glänzend und matt, Ruß, auch Lack und vieles Weitere mehr. Nur so kommt man zu ordentlichen Ergebnissen.«

Der Oberscharführer nickte zufrieden. Offenbar gefiel ihm, was der Gefangene da sagte. Noch einmal blätterte er eine Weile in den Papieren, zog dann eine Schublade auf und legte ihm ein Foto vor, ein Bild mittlerer Größe, im Postkartenformat. Zu sehen war ein älterer Mann, ein Zivilist, den Wilhelm nicht kannte, ein Brustbild, das wahrscheinlich im Fotostudio angefertigt worden war.

»Was halten Sie von diesem Foto?«

»Es gibt da einiges auszusetzen.«

»Was denn?«

»Nun, die Kopfhaltung im Halbprofil ist in Ordnung, und auch am Gesichtsausdruck ist nichts zu beanstanden. Aber die rechte Gesichtshälfte hat zu viel Schatten. Das liegt an der Aufnahme.«

Der Deutsche lehnte sich zu ihm vor.

»Und wieso?«

Wilhelm nahm vorsichtig das Foto zur Hand und betrachtete es ausgiebig.

»Die Lampen sind nicht richtig aufgestellt. Oder aber dem Fotografen stand keine ausreichende Beleuchtung zur Verfügung. Eine zusätzliche Lichtquelle wäre nötig gewesen, um die Schatten auf der rechten Seite des Mannes aufzuhellen. Das ist das Problem.«

Mit einem Kopfnicken deutete der SS-Mann auf das Foto.

»Das ist mein Vater. Das Bild habe ich gemacht.«

Wilhelm schluckte erschrocken und erwiderte nichts.

»Ich habe es bei ihm zu Hause gemacht, in meiner Heimatstadt Fürth, in Bayern«, fuhr der SS-Mann fort. »Und tatsächlich stand mir nur das Wohnzimmerlicht zur Verfügung. Für einen Amateur ist das Foto aber doch nicht schlecht, oder was meinen Sie, Herr Brasse.«

Das *Herr* betonte er, und der junge Pole fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Dennoch war er geistesgegenwärtig genug, angemessen zu antworten.

»In Anbetracht der Bedingungen, unter denen es entstanden ist, kann ich Ihnen nur zustimmen: Das ist ein gutes Foto.«

Der Deutsche nickte.

»Ja, mir gefällt es auch. Nur bin ich leider mit zu vielen anderen Dingen beschäftigt, um mich häufiger der Fotografie widmen zu können ...«

Wiederum senkte er den Blick auf die Papiere, die da vor ihm lagen, wartete einen Augenblick und trug dann rasch und entschlossen etwas ein. Das ist meine Akte, dachte Wilhelm nervös und voller Angst, während er wartend vor dem SS-Mann saß. Schließlich legte der Unteroffizier den Stift zur Seite und reichte ihm ein Blatt.

»Hier sind Ihre Befehle«, sagte er und fuhr dann fort: »Der Slowake versteht vom Fotografieren mehr als Sie alle, und auch der Franzose ist nicht schlecht. Sie aber, Brasse, haben den anderen gegenüber einen entscheidenden Vorteil, ja, eigentlich sogar zwei ...«

Der junge Pole antwortete nicht.

»Der erste besteht darin, dass Sie gut Deutsch sprechen, und ich will mich nicht wie ein Affe mit Händen und Füßen verständ-

lich machen müssen. So wäre das bei den anderen Kandidaten. Ihr zweiter Vorteil ist: Auch wenn Sie noch so sehr darauf bestehen, Pole zu sein, Sie sind und bleiben der Sohn eines Österreichers, und ich bin verpflichtet, aufmerksam und verantwortungsbewusst nach Männern Ausschau zu halten, in deren Adern arisches Blut fließt. Selbst wenn sie nichts davon wissen wollen ...«

Wilhelm errötete, und der Deutsche bemerkte es.

»Ja, ja, dieses Lager ist ein harter Lehrmeister«, sagte er mit einem gemeinen Lächeln, »und ich kann mir vorstellen, dass Sie mit der Zeit doch Lust bekommen werden, sich uns anzuschließen. Bei der Wehrmacht geht es mit Sicherheit gastfreundlicher als in Auschwitz zu, und die deutsche Uniform würde Ihnen zweifellos besser stehen als der gestreifte Sträflingsanzug, den Sie hier tragen. Meinen Sie nicht?«

Da war sie wieder, die Aufforderung der deutschen Wehrmacht beizutreten. Es stimmte: Wilhelm Brasse war am 3. Dezember 1917 in dem Städtchen Żywiec geboren worden, das damals zur k. und k. Monarchie Österreich-Ungarn gehörte und nach dem Ersten Weltkrieg zu Polen kam. Sein Vater stammte aus einer österreichischen Einwandererfamilie, er arbeitete als Präzisionsmechaniker, und seine Mutter war Polin.

1939, nach dem Überfall auf Polen und der Besetzung Westpolens durch das Deutsche Reich, war der junge Wilhelm Brasse mehrmals von der SS verhört worden. Aber stets weigerte er sich, wie es ihm als Sohn eines Österreichers nahegelegt wurde, den Treueeid auf Hitler zu leisten und in die deutsche Wehrmacht einzutreten. Er bestand darauf, Pole zu sein, denn so hatte seine Mutter ihn erzogen. Sein Plan war es, nach Ungarn zu fliehen und sich nach Frankreich durchzuschlagen, um mit den »polnischen Streitkräften im Westen« gegen Deutschland zu kämpfen. Doch der Versuch scheiterte. Ende März 1940 wurde Brasse kurz vor der Grenze festgenommen und fünf Monate inhaftiert, zunächst in Sanok, wo zwölf seiner Zellenkameraden ohne Gerichtsverfahren erschossen

wurden, dann in Tarnów. Wieder bot man ihm an, in Hitlers Armee einzutreten, und wieder weigerte er sich. So deportierte man ihn schließlich am 31. August 1940 nach Auschwitz, wo er, als politischer Häftling, die Häftlingsnummer 3444 erhielt. Von den 438 Gefangenen seines Transports hatten die meisten noch nicht einmal die ersten Wochen im Konzentrationslager überlebt.

»Und, meinen Sie nicht, bei der Wehrmacht wäre es besser für Sie?«, wiederholte nun sein Gegenüber.

»Doch, selbstverständlich, Herr ... aber ...«

»Gut. Dann können Sie jetzt gehen.«

Wilhelm rührte sich nicht. Der SS-Mann legte die Stirn in Falten, wartete noch einen Augenblick und schnaubte dann: »Was ist? Wollen Sie Ihre Arbeit mit Befehlsverweigerung beginnen? Weggutreten, habe ich gesagt.«

Wilhelm sprang auf.

»Aber, verzeihen Sie ...«, begann er stotternd, »welche Arbeit meinen Sie denn?«

Der Deutsche schlug sich mit der flachen Hand gegen die Stirn.

»Ach, das hätte ich ja fast vergessen. Sie gehören ab sofort zum Kommando des Lagererkennungsdienstes. Ich bin Oberscharführer Bernhard Walter und ab heute Ihr Chef. Unsere Aufgabe besteht darin, Polizeifotos der Häftlinge anzufertigen und eine Kartei anzulegen. Und Sie sind mein Cheffotograf. In einer Stunde fangen Sie an. Verstanden?«

»Jawohl.«

»Und jetzt gehen Sie.«

Wilhelm verneigte sich hastig und verließ den Raum.

Die SS-Wache begleitete ihn nach draußen und ließ ihn dort allein. Da stand er nun, mit den Füßen im Schnee, und zitterte vor Freude. Endlich, auf unerwartete Weise, erschien ihm ein Licht am Ende des Tunnels. Fast unfähig zu glauben, was ihm da widerfuhr, begann er, in der Kälte herumzutanzten. Aber nur ein paar Schritte. Das Zittern wurde immer stärker, und von Gefühlen überwältigt,

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Luca Crippa, Maurizio Onnis**Wilhelm Brasse - der Fotograf von Auschwitz**

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 336 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
29 s/w Abbildungen
ISBN: 978-3-89667-531-6

Blessing

Erscheinungstermin: Oktober 2014

Fast alle bekannten Auschwitz-Fotos stammen von Wilhelm Brasse. Wer ist dieser Mann, der für die Lagerleitung das Grauen fotografieren musste?

1940 wird Wilhelm Brasse, Sohn eines Österreichers und einer Polin, nach Auschwitz deportiert. In drei Monaten wird er tot sein, sagt man ihm. Als die Lagerleitung hört, dass er eine Ausbildung als Fotograf absolviert hat, lässt sie ihn im sogenannten Erkennungsdienst in Block 26 arbeiten. Angebote, sich der Wehrmacht anzuschließen, weist er zurück. In den nächsten Jahren muss er etwa 50.000 Fotos von Häftlingen machen. Entgegen den Anordnungen der Lagerleitung versucht Wilhelm Brasse ihnen Respekt und Mitgefühl zu zeigen und retuschiert oft aufwendig die Porträts. Zugleich versucht er sich mit seiner Arbeit, die ihm gewisse Privilegien verschafft, von dem Grauen ringsum abzuschotten. Vergeblich, denn bald muss er auch die barbarischen Versuche der Lagerärzte an Zwillingen und Frauen dokumentieren. Er schmuggelt Fotos hinaus und hat am Ende nur noch ein Ziel: die Vernichtung dieser Aufnahmen durch die fluchtbereiten SS-Männer zu verhindern.

Dieses Buch erzählt erstmals ausführlich Wilhelm Brasses Geschichte – die Geschichte eines Mannes, der überleben wollte, ohne sich gänzlich dem Terror anzupassen

 [Der Titel im Katalog](#)